Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 143 (1864)

Artikel: Der Segen der Arbeit und der Fluch der Schwindelei [Schluss]
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-373204

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Segen der Arbeit
und
der Fluch der Schwindelei.

(Schluß des im vorigen Jahrg. abgebrochenen Artikels.)

II. Der Fluch der Schwindelei.

Wer sein Geld nicht seh'n kann liegen,
Steckt's in Tauben und läßt's fliegen.

Allgemein und aufrichtig war der Schmerz über Vater Brettner's Tod. Nicht nur seine Kinder und Verwandte, weit und breit in der Runde verloren Viele, zumal die Armen, an ihm einen Wohlthäter, Freund und Vater. Man hatte in ihm einen Mann geehrt und geschätzt, der sein ganzes Leben hindurch deutlich wußte, was er wollte, der unablässig vorwärts schritt, nicht nur sich selbst fortbildete und veredelte, sondern auch Andere dazu anleitete und ermunterte. Brettner's wahres und redliches Streben gab ihm daher eine gewisse sittliche Bedeutung und sein Rath, sein Wort, seine Entscheidung in Rechtssachen galten mehr als Rath, Wort und Entscheid der Gerichte ringsumher. Sein Tod wurde allgemein als ein großer und schmerzlicher Verlust betrauert. Am tiefsten ergriffen fühlten sich die Schwiegertochter, Marie, und Sickner, der seinen leiblichen Vater nicht inniger hätte lieben können. In seinem Testamente hatte der verstorbene Brettner verordnet, daß sein Sohn Karl den Wiesenhof mit allem Zubehör, die beiden Töchter entsprechende Geldsummen, Sickner 5000 fl., die Dienstboten und wohlthätigen Stiftungen bedeutende Geschenke erhalten sollen. Ein wohlverschlossenes und versiegeltes Kästchen wurde ebenfalls nach testamentlicher Verordnung Karl eingehändigt. Als man es öffnete, lag darin ein Zedel mit den Worten: „Diesen höchsten Schatz meines Lebens vermache ich meinem Sohne Karl." Unter dem Zedel lag das bekannte alte Gesangbuch, auf dessen innerer Deckelseite jene bekannten Sinnsprüche geschrieben standen, die Vater Brettner reich und glücklich gemacht hatten. Alles blickte mit Ehrerbietung auf dieses Buch, nur über Karls Gesicht zuckte ein spöttisches Lächeln. Er hatte diese Sprüche ja wohl hundertmal von seinem Vater gehört, theilte aber mit demselben nicht die gleiche Ansicht darüber, sondern glaubte: es sei für die Zeit des Lebens nicht genug, daß ruhige Ueberlegung und Tugend am Ruder sitzen, es müsse auch das Glück in die Segel blasen, sonst laufe der Mensch nie mit voller Ladung in einen sichern Hafen ein.

Sickner sah mit Schmerz den spöttischen Zug in Karls Gesicht und muthmaßte daraus nichts Gutes; für sich selbst aber faßte er den festen Vorsatz, die Grundsätze des Heimgegangenen im Leben aufrecht zu erhalten und anzuwenden.

Als Karl nunmehr als Besitzer des Wiesenhofes auftrat, gieng eine große Veränderung mit ihm vor. Sein Benehmen gegen Andere wurde vornehmer, herrischer, gebieterischer. Knechte und Mägde durften nicht mehr wie früher am gleichen Tische mit der Familie speisen; sie wurden in die Gesindestube verwiesen. Dadurch erlitt das patriarchalische Leben auf dem Wiesenhofe einen bedeutenden Stoß; die Zutraulichkeit und Anhänglichkeit der Dienstboten gegen die Herrschaft verminderte sich und der sittliche Einfluß, den diese auf jene übte, gieng größtentheils verloren.

Karl beschloß nun, große Bauten vorzunehmen; die bisherige einfache und doch bequeme Wohnung, wo bisher Glück und Frieden gewohnt hatten, genügte ihm nicht mehr. Baupläne wurden entworfen, Bauakkorde abgeschlossen. Sickner schwieg dazu, dachte jedoch an das Sprüchlein, welches Brettner bei solchen Gelegenheiten oft gebrauchte:

Wer sein Geld nicht seh'n kann liegen,
Steckt's in Tauben und läßt's fliegen.

Während der Umbau nun stattfand, begab sich Karl mit Frau und Kindern nach Frankfurt, um sich, wie er sagte, nach dem harten Schlage zu erholen und zu zerstreuen. Alle Geschäfte und die Besorgung des Hauswesens lagen nun Sickner und den beiden Schwestern ob, welche nun während dem Bauen in einem kleinen Nebengebäude wohnen mußten. Hier lebten sie zufrieden ganz ihren Arbeiten und Geschäften. Karl hingegen hatte sich in Frankfurt, wo seine vornehmen Schwiegereltern auf glänzendem Fuße lebten, eine prächtige Wohnung gemiethet. Weil er nun unbeschränkter Herr seiner selbst und Besitzer eines großen Vermögens war, wollte er dieses nun auch ge-

nießen. Man lebt nur einmal! Dieser Grundsatz galt im Hause seiner Schwiegereltern, die in Börsenspekulationen reich geworden waren. Diesen Grundsatz eignete sich auch Karl an. Er fieng an, alle Vergnügungen und Zerstreuungen einer großen Stadt mitzumachen. Er schaffte sich ein Reitpferd, dann, damit Frau und Kinder auch etwas haben, eine prächtige Kutsche mit zwei Pferden an. Natürlich gehörte auch ein Kutscher dazu, den man stattlich ausrüstete. Einmal fuhr Karl mit seinen Schwiegereltern und andern vornehmen Gästen nach dem Wiesenhof auf Besuch, um die neuen Bauten zu besichtigen. Da mußte nun Alles drauf und drüber. Da mußte gekocht und gebraten und die leckerste Mahlzeit bereitet werden. Gerne hätte Sickner mit Karl über wichtige dringende Geschäfte gesprochen, aber dieser hatte kein Ohr für dergleichen Dinge, sondern lebte nur den Vergnügungen mit seinen Gästen. Daher sah sich Sickner genöthigt, nach Frankfurt zu reisen, um dort mit ihm die Geschäfte abzuthun. Er mußte bei Karl einem glänzenden Mittagessen beiwohnen, bei welchem über 30 Gäste anwesend waren. Da wurden die feinsten Speisen aufgetragen, die köstlichsten Weine getrunken. So oft Sickner einen Leckerbissen in den Mund schob, war es ihm, als ob ihm Jemand ins Ohr flüstere:

Wer sein Geld nicht seh'n kann liegen,
Steckt's in Tauben und läßt's fliegen.

Während der ganzen Tafel war fast von nichts Anderm die Rede als von der Börse, vom Steigen und Fallen der Aktien, von ungeheuren Summen, welche die Einen gewonnen, die Andern verloren. Zuletzt sprach man noch vom Theater, von schönen Tänzerinnen, von Wettrennen ꝛc. Sickner seufzte bei sich selbst: wenn das der gute Vater Brettner wüßte, er würde sich noch im Grabe umkehren.

Ehe Sickner sich von Karl verabschiedete, eröffnete er ihm noch, daß er das an den Wiesenhof gränzende Neukammergut angekauft habe und nun dorthin mit Marie, seiner jetzigen Gattin, ziehen wolle und daß er und Marie ihn noch um etwas Köstliches aus dem Erbtheil des Vaters bitten, nämlich um jenes Kästchen mit dem alten Gesangbuche der Großmutter, welches Vater Brettner so hoch in Ehren gehalten habe. An das habe ich nicht mehr gedacht, erwiederte Karl; ich weiß nicht, wo es ist, der Bediente soll es suchen. Nach einer guten Weile brachte der Bediente das Kästchen, welches er unter alten Strümpfen und Schuhen gefunden. Mit diesem Schatze eilte Sickner seelenvergnügt der Heimat zu. So sehr das vergnügungsvolle Stadtleben Karl behagte, so wenig fand Karls Frau Gefallen daran, obschon sie früher ans Stadtleben gewohnt war. Sie hatte sich zu sehr in Vater Brettner's Grundsätze und Einfachheit hineingelebt und sich dabei glücklich gefühlt, daß es ihr in dem Getriebe der Stadt unheimlich vorkam und sie sich nach der Stille des Wiesenhofs zurücksehnte. Zuweilen suchte sie Karl von seinem jetzigen müssigen und verschwenderischen Leben abzubringen und erinnerte ihn an die Grundsätze und Lebensweise seines Vaters, — umsonst! Karl wollte nichts davon hören und erwiederte ihre Bitten mit den Worten: Warum sollten wir unser Vermögen nicht genießen? Man lebt ja nur ein Mal!

Sickner zog mit seiner jungen Frau auf das angekaufte kleine Neukammergut. Die Wohnung war einfach, aber nett hergestellt und über der Hausthüre ließ Sickner die beiden Sinnsprüche Brettner's auf eine Steinplatte mit goldenen Buchstaben eingraviren. Er wollte damit das Andenken an seinen Schwiegervater ehren und sich und die Seinigen täglich an jene Wahrheit erinnern, welche das Glück ihres Hauses begründet hatte. Herzlich und treu liebten Sickner und Marie einander, und weil sie mit Sparsamkeit, Einfachheit und Fleiß auch Einsicht und Besonnenheit verbanden, mehrte sich ihr Wohlstand sichtlich von Tag zu Tage.

Ganz anders sah es auf dem Wiesenhofe aus! Da stand statt des einfachen, niedlichen Wohnhauses ein stolzes Herrenhaus da; der große Gemüsegarten hatte sich in neumodische Anlagen mit Alleen, Rasenplätzen, Tempelchen, Wasserfällen, Springbrunnen ꝛc. verwandelt. Weil Karl mit seiner Familie wieder hier wohnte, kamen jetzt Besuche in Menge, die alle aufs köstlichste bewirthet wurden. Karl wollte mit seinem Reichthum und mit seiner Gastfrei-

gebigkeit glänzen. Bei solchem Leben hatte Karl weder Lust noch Zeit, der ausgedehnten Landwirthschaft selbst vorzustehen. Weil Sickner nicht mehr da war, mußte ein anderer Verwalter angestellt werden, aber es paßte keiner und es folgten in kurzer Zeit drei nach einander und der vierte machte sich mit einer großen Summe Geldes auf und davon. Schlimmer noch als dies Mißgeschick mit den Verwaltern war, daß Nannchen, welche bisher die ganze Wirthschaft besorgt hatte, sich nun auch verheirathete. Weil Karl den Erbtheil seiner Schwester herausgeben mußte, weil das vornehme, verschwenderische Leben viel Geld hinwegfraß und unter den schlechten Verwaltern die Oekonomie große Einbuße erlitt, war der Reichthum Karls sehr geschwunden. Er mußte, um diese Verluste zu decken und seine bisherige Lebensweise fortsetzen zu können, rasch große Summen gewinnen. Aber wie? „Bin ich nicht ein Narr?" sagte er einmal zu sich selbst, „habe ich nicht an meinem Schwiegervater, an meinem Schwager und vielen Bekannten in der Stadt ein Beispiel, wie man ohne alle Anstrengung, gleichsam spielend, schnell reich werden kann? Warum spekulire ich nicht an der Börse? Warum lege ich mein Geld nicht in Staatspapieren und Aktien an? Allein seine Vernunft und sein Gewissen, sein vom Vater ihm eingeprägter Abscheu gegen das Spiel und gegen schwindelnde Spekulation erhoben sich mit Macht gegen diese verführerischen Gedanken. Vergebens kämpfte er mit sich selbst; seine Frau wehrte ab, so viel sie konnte. Da kam eines Tages sein Schwager zu ihm und machte ihm das Anerbieten, mit dem Schwiegervater eine bedeutende Partie Eisenbahnaktien zu übernehmen, wobei er in kurzer Zeit 30000 fl. gewinnen könne. Lange schwankte Karl hin und her, ob er das Anerbieten annehmen solle, aber der Schwager stellte ihm die Sache so glänzend dar, daß er endlich einwilligte. Kaum war der Schwager fort, so regten sich wieder Bedenken in seiner Brust. Eine innere Stimme rief ihm leise zu:

Schau die Eichel — sie wird bald
Mutter eines Eichenwald;
Blick auf diesen Tropfen her,
Viele Tropfen giebt ein Meer;
Viele Körnlein feiner Sand
Bilden schier ein Wüstenland;
Viele Sünden machen schlecht,
Viele Tugenden gerecht.
Darum nie mit Schlechtem kosen,
Denn das Kleine wird zum Großen.

Dieser Spruch wollte ihm lange nicht aus dem Kopf. Indessen war diesmal das Glück Karl günstig. Er gewann, wenn auch nicht die gehoffte, doch eine bedeutende Summe. So war nun der Anfang gemacht. Solche Gewinne waren nothwendig, denn weil Karl wegen seinen Börsen- und Aktiengeschäften, in die er sich immer tiefer einließ, mehr in der Stadt als auf dem Wiesenhofe war, litt seine Oekonomie sehr darunter, und es war, als ob Glück und Segen Tag für Tag vom Wiesenhofe weiche. Da gab es kein Familienleben mehr. Karls Frau fühlte sich sehr unglücklich und sie sah voraus, daß ihr Mann, weil er seinen ursprünglichen Beruf, dem er gewachsen war, verlassen und sich in ihm unbekannte und gefährliche Unternehmungen eingelassen habe, unaufhaltsam dem Ruin entgegengehe. Und so kam es auch. Wenn Sickner von Karls Treiben hörte, schüttelte er bedenklich und traurig den Kopf und sagte:

Wer sein Geld nicht seh'n kann blinken,
Steckt's in Aktien und läßt's sinken.

Der Schwindel des Börsenspiels riß Karl allmälig so weit fort, daß er, weil durch große Verluste Vermögen und Kredit dahin waren, den Wiesenhof verpfändete. Immer noch hoffte er, durch Spekulationen aller Art schnell wieder reich zu werden; aber es war, als ob ihm das Glück plötzlich den Rücken gekehrt habe.

Stille Verzweiflung und die Angst, daß man seine peinliche Lage entdecke, trieben ihn an, einen noch größern Aufwand zu machen, um bei den Leuten die Meinung zu erwecken, daß er einen ungeheuren Reichthum besitze. Allein, das half nichts; man munkelte sich überall in die Ohren, daß er ruinirt sei. Sein Kredit war dahin; von allen Seiten stürmten die Gläubiger herbei und verlangten Bezahlung. Karl befand sich in einer furchtbaren Lage. Das Vermögen war fort, der Wiesenhof überschuldet, die Oekonomie zu Grunde gegangen, das häusliche Glück zerstört, seine und die Zukunft sei-

ner Frau und Kinder vernichtet und — die Selbstachtung, der Friede seiner Seele verloren. Ein Feigling hätte sich vielleicht an Karls Stelle in der Verzweiflung das Leben genommen; ein schlechter Mensch wäre am Ende mit dem Reste seines Vermögens durchgegangen. Beides war gegen Karls Natur; er war kein verdorbener Mensch. „Verzweifle nicht, mein Sohn! noch ist es Zeit, wenn auch die höchste. Rette das kleine Restchen deines Vermögens, rette deine Ehre." Es war ihm, als ob sein Vater diese Worte ihm zurufe. Und Karl folgte dieser Stimme.

Auf dem Neukammerhof feierte man eines Tages das Erntefest. Da gieng es gar fröhlich zu. Und man hatte guten Grund, sich zu freuen. Alle Scheunen waren bis oben mit Frucht angefüllt. Sickner hatte das Gut in den letzten zehn Jahren außerordentlich verbessert und vergrößert. Ställe und Scheunen waren neugebaut, eine bedeutende Branntweinbrennerei angelegt worden; nur das kleine Wohnhaus war geblieben, wie man es im Anfang hergerichtet hatte, denn es genügte dem Bedürfnisse der Familie vollkommen. Aber in diesem kleinen Hause war Arbeitsamkeit, Bescheidenheit, Gottesfurcht, Glück und Segen, Freude und innerer Friede. Sickner und Marie liebten sich immer noch zärtlich und vier liebliche Kinder knüpften das Band der Liebe noch inniger und fester. Wohl hatten sie im Schweiße ihres Angesichtes viel, sehr viel arbeiten müssen, aber die Arbeit war ihnen stets eine Lust gewesen. Klein war ihr Anfang, aber „aus dem Kleinen wird das Große." Sickner hatte sich zum vermöglichen Manne aufgeschwungen und seine Oekonomie galt weit und breit als Muster wie einst der Wiesenhof.

Von dem Wiesenhofe hörte man fast nichts mehr. Ein Graf hatte ihn gekauft und ließ ihn durch Angestellte besorgen. Der frühere Besitzer Karl Brettner hatte schon lange mit seiner Familie und dem kleinen Reste seines Vermögens Europa verlassen und war nach Amerika ausgewandert.

Auf einem großen freien Platze auf dem Neukammerhof wurde das frohe Erntefest gefeiert. An Speis und Trank, an Lust und Vergnügen fehlte es nicht. Sickner's Familie hatten sich Nannchen und ihr Mann, noch mehrere Freunde und Bekannte angeschlossen. Alle sahen vergnügt dem frohen Leben und Treiben der Schnitter zu. Da brachte der Postbote einen großen dicken Brief. „Aus Amerika", rief Sickner, als er die Adresse überschaut, „von Karl, von Karl"! riefen Marie und Nannchen freudig überrascht, aber der Gedanke, was der Brief bringen werde, weckte in ihm Angst. Sickner las zuerst den Brief im Stillen für sich. Dann theilte er den Anwesenden den Inhalt mit. Aus dem Briefe gieng hervor, daß Karl das Verachten der väterlichen Grundsätze, Warnungen und Mahnungen schwer habe büßen müssen, daß er aber durch das Unglück geläutert, ein anderer und besserer Mensch geworden sei. Seine Reise nach Amerika war im Ganzen glücklich gewesen; desto schwerer gelang es ihm, in den Besitz einer kleinen Farm zu kommen. Vielfach wurde er betrogen. Die Farm, die er gekauft, bestand in einem elenden Blockhaus, in zwar fruchtbarem, aber unangebautem Boden. Unter unsäglichen Beschwerden und Entsagungen gelang es ihm, sich und seine Familie durchzuschwingen und die Farm in ordentlichen Stand zu bringen. Seine Frau starb an Kummer und Entkräftung. Das war ein furchtbarer Schlag für ihn. Er lebe nun völlig für seine Kinder und gebe sich alle Mühe, sie zu braven Menschen und nach den Grundsätzen seines Vaters zu erziehen.

Der Brief schloß mit der Bitte: Laßt mein Schicksal Euren Kindern eine Warnung sein, daß sie ihren Leidenschaften nie die Oberhand über ihre Vernunft einräumen.

Karl lebte zwar in seinen Kindern wieder auf, aber wahrhaft glücklich wurde er nie wieder. Der Wurm der Reue nagte fort und fort in seinem Innern.

Desto glücklicher lebten Sickner und Marie mit ihren Kindern. In ihnen und außer ihnen thronte der süße Gottesfrieden, der eine Frucht des Fleißes, der Rechtschaffenheit und Gottesfurcht ist. Das alte Gesangbuch blieb als ein heilig geachtetes Erbstück in der Familie aufbewahrt und Sickner schrieb unter die zwei schon bekannten Sinnsprüche noch die Worte:

Du verlierst — du gewinnst,
Wie du dir den Faden spinnst.